

TAGUNGEN

Traditionsfreudige Soziologen

Vielleicht noch ausgeprägter als alle bisherigen Konferenzen der „deutschen Gesellschaft für Soziologie“ in der Nachkriegszeit war der *13. deutsche Soziologen tag*, der vom 1. bis 4. November in dem weltentlegenen Kurortchen Bad Meinberg stattfand, ein Soziologentag der Tradition¹). Und dies in mehrfachem Sinne: nicht nur wurde von den drei Tagungspunkten „Tradition, Restauration und Revolution“ vornehmlich über den ersten diskutiert, wobei man jede Erwähnung des Tatbestandes der Restauration möglichst vermied; auch in den häufigen Werturteilen bekannte sich die Mehrzahl der Sprecher zu einer Stärkung der Traditionskräfte in unserer Gesellschaft und trat für eine Verlangsamung der Umwandlungsprozesse ein. Nicht weniger traditionsfreundlich war man auch im allgemeinen in der Bestimmung der Aufgaben einer heutigen Soziologie. Überwiegend trat man

1) Referate und Diskussionen des 13. deutschen Soziologentages werden zu Beginn des Jahres 1957 als Beiheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* erscheinen.

emphatisch für eine nationale Tradition ein — für eine *deutsche* Soziologie, wie immer wieder betont wurde —, deren reinste Ausbildung und anzustrebendes Ziel in der Soziologie der zwanziger Jahre gesehen wurde.

Bereits in der Eröffnungsansprache des Göttinger Philosophen und Soziologen Prof. *Helmut Plessner* klang diese Standortbestimmung der Soziologie, wie auch die übrigen Haupttendenzen dieses Kongresses an. So betonte Plessner die Ungebrochenheit der deutschen soziologischen Tradition von den Jahren der Weimarer Republik bis heute und wiederholte die auf deutschen Soziologentagen der Nachkriegszeit üblich gewordene Warnung der älteren Sozialwissenschaftler vor dem „Aufstand der Handwerker“²). Auch er sah die vornehmste Aufgabe der Soziologie darin, den Erschütterungen der Zeit theoretischen Ausdruck zu ver-

2) Aus recht unerfindlichen Gründen wird diese verächtlich gemeinte Bezeichnung mit empirischem Vorgehen überhaupt gleichgesetzt und umgekehrt (trotz des beißenden Spottes von Nietzsche über die Denk- und Verfahrensweise des durchschnittlichen Geisteswissenschaftlers) alles geisteswissenschaftliche Vorgehen unesehen als höherwertig von dieser Bezeichnung angenommen. Es handelt sich also nicht um eine Kritik am Niveau der heutigen deutschen Soziologie, sondern um eine polemische Klassifizierung.

leihen, wobei mehr auf die Macht der Tradition als auf die Stärke der Änderungen zu schauen wäre.

In diese Konzeption ordneten sich auch die drei Referate der Professoren *Bergstraesser*, *Jantke* und *Nürnberg* ein. Mit der Gelehrsamkeit und Kostbarkeit seiner Formulierungen wie auch in der Kühnheit der Perspektive stand der Vortrag des Freiburger Professors der politischen Wissenschaften, *Arnold Bergstraesser*, über „Formen der Überlieferung“ ganz in der Tradition der deutschen „Geisteswissenschaften“. Ausgehend von einer Unterscheidung dreier Formen des Lernens — der Orientierung am Vorbild, an der Regel und der Goetheschen „Anamnese“ —, versuchte Bergstraesser eine Kennzeichnung der menschlichen und gesellschaftlichen Situation der Gegenwart zu geben. Voraussetzung für ein solches Bemühen sei die anthropologische Grundkonstante des Menschen, durch die ein Wandel erst verstehbar werde. Als charakteristisch für unsere Zeit nannte Bergstraesser den Glauben an die Ablösbarkeit der technischen Verfahrensweisen von ihren Grundvoraussetzungen — ein Glaube, der bei den kommunistischen und den liberalen Wirtschaftsverfassungen gleichermaßen anzutreffen sei. Beiden Ordnungen sei auch die starke Betonung einer rationalen Auswahl derjenigen Überlieferungen gemeinsam, die man für die jeweilige Gegenwart als brauchbar ansehe. Auf diesen Prozeß der Auswahl legte Bergstraesser besonderen Nachdruck, denn in Zusammenhang damit werde deutlich, daß sich sozialer Wandel nicht mit blinder Zwangsläufigkeit vollziehe. Die Sozialwissenschaften müßten jedoch in diesen Prozeß bewußter eingreifen, u. a. indem sie die kulturtragenden Schichten wieder identifizierten und ihnen ein neues Selbstbewußtsein gäben. Diese Gruppen müßten endlich wieder den Willen haben, in dem noch immer intakten liberalen Kultursystem die Funktion der Kultur- und Gesellschaftskritik zu erfüllen, damit der Mensch davor bewahrt bliebe, in der sich abzeichnenden neuen Kultur zum bloßen Funktionieren herabgedrückt zu werden.

Von einem begrenzteren Ansatz aus versuchte der Hamburger Sozialgeschichtler und Soziologe Prof. *Carl Jantke* in seinem Referat „Industriegesellschaft und Tradition“ ebenfalls die Stellung des Menschen in der Gegenwartsgesellschaft zu deuten. Obgleich auch in dieser Industriegesellschaft noch eine Fülle von Traditionen zu beobachten seien, zeichne sich jetzt doch zum ersten Male seit dem Hellenismus die Gefahr eines Bruches in unserer kulturellen Tradition ab. Zur Vermeidung dieses Bruches in der christlich-abendländischen Tradition und zur Bewahrung entscheidender menschlicher Werte falle den Sozialwissenschaften nun eine entscheidende Rolle zu. In der Öffentlichkeit herrsche der Glaube vor, daß sich alle Lebensbereiche an die Wandlungen im technisch-materiellen Bereich anzupassen hätten, wobei mau im Sozialwissen-

schaftler einen Experten zur Behebung von Störungen dieses Anpassungsprozesses sehe. Gegen diese Zumutung der Gesellschaft müsse sich jedoch das souveräne Bewußtsein des Wissenschaftlers auflehnen und fragen, ob der Mensch bei weiteren Veränderungen der Gesellschaft denn so viel gewinne, wie ihm an Tradition verloren gehe, und ob man nicht die Frage nach dem zu Bewahrenden zuerst stellen müsse. Angesichts des von Jantke behaupteten Tatbestandes, daß alle vorausgegangenen Perioden höhere Grade von Freiheit als die industriell-bürokratische Gesellschaft entwickelt hätten, solle der Sozialwissenschaftler die Macht des Beständigen fördern. Zugleich gelte es, einem weiteren Vordringen des Rationalismus und insbesondere auch einer Verwissenschaftlichung des Lebens entgegenzutreten. Wissenschaft sei eben nur möglich innerhalb der Urtradition des Christentums, und auch in der Wissenschaft selbst müsse eine zu starke Betonung des Rationellen zu Fehlentwicklungen führen, denn „der Mensch mag noch soviel über sich reflektieren, er findet sich letztlich in der Anschauung der Gegenstände.“

In einem der nach Stil und Inhalt wohl glänzendsten Vorträge zeigte der Göttinger Historiker Prof. *Richard Nürnberg* am Beispiel der großen Revolutionen der letzten 150 Jahre die „revolutionäre Tradition“ der modernen Welt auf. In rein historischer Betrachtungsweise konnte Nürnberg die Kontinuität im Geistigen zwischen der Französischen Revolution, der bolschewistischen Revolution in Rußland und der sich noch immer in China vollziehenden Revolution nachweisen. Allerdings wandle sich auch in jeder dieser Revolutionen das Selbstverständnis der Revolutionäre, so daß man auch jedes dieser drei Ereignisse nicht einfach als Kopie einer der vorausgegangenen Veränderungen deuten könne. Von besonderer Aktualität war Nürnbergs Interpretation der chinesischen Revolution, welche er als die bisher äußerste Zuspitzung der Revolution überhaupt bezeichnete. Am Beispiel des unterentwickelten China zeige sich, daß die Revolution als soziales Phänomen ablösbar geworden sei von der europäischen Situation und insbesondere deren liberalen und radikalen Traditionen. In der Besonderheit der chinesischen Revolution, eine Erhebung der Bauern und nicht wie die europäischen Revolutionen der Gegenwart ein Aufstand der Städter gewesen zu sein, liege auch ihre Chance, zu dem Vorbild einer Revolution in den unterentwickelten Ländern Asiens zu werden. Für den Soziologen sei es besonders wichtig, zu beobachten, ob der Bruch mit den Traditionen des Konfuzianismus, der das Eindringen des Kommunismus in China bedeute, und der damit einhergehende Triumph des westlichen Dynamismus und Fortschritts-glaubens, zu einer bleibenden Umwälzung des Verhaltens im Alltag führen werde. Etwas abrupt forderte dann auch Nürnberg die Menschen der westlichen Welt zu einer konser-

vativen Haltung auf, zu einem „historischen Realismus zur Bewahrung ihrer Menschenwürde“.

Einen ganz anderen Charakter als diese Referate und die sich daran anschließende Diskussion trugen die Vorträge des Heidelberger Psychologen Prof. *Alexander Mitscherlich* und des Professors für Sozialpsychologie in Wilhelmshaven-Rüstersiel, *Peter R. Hofstätter*, die sich beide mit einer Diskussion empirisch feststellbarer Sachverhalte beschäftigten. Im Rahmen seines Themas „Tradition und Pubertät“ zeigte *Mitscherlich* die besonderen Schwierigkeiten des Jugendlichen in unserer Gesellschaft auf, den Übergang in die Welt der Erwachsenen zu vollziehen. Unsere sich schnell wandelnde Gesellschaft verlange vom jungen Menschen nicht nur die Erlernung von Traditionen, sondern auch zugleich die dauernde Bereitschaft zur Selbstüberprüfung des eben Erlernten. Zusammen mit der Reizüberflutung der modernen Welt, der Unangepaßtheit und Widersprüchlichkeit des Verhaltens der Eltern sowie den vielfach gestörten Beziehungen innerhalb der Kleinfamilie führe dies zu einem bei der heutigen Jugend weitverbreiteten Gefühl der Sinnlosigkeit des Lebens. Wenn man auch den lauten Ausdruck dieses gestörten Lebensgefühls nicht dramatisieren dürfe — denn schließlich befänden wir uns bereits seit mehreren Generationen in einer entsprechenden Situation —, so müsse man doch auch Stellung nehmen gegen die heutige restaurative Phase, in der weite Kreise den Sinn der sich beim Jugendlichen zeigenden Nöte einfach ignorierten.

Über eine empirische Untersuchung, in der die Verschiedenheit der Einstellungen zur Einsamkeit in Deutschland und Amerika deutlich wurde, berichtete *Peter R. Hofstätter*. Die Empfindung der Einsamkeit sei für den Amerikaner verbunden mit einem Gefühl der Angst und des Mißerfolges, während die Deutschen sie eher als tragisch im eigentlichen Sinne dieses Wortes empfänden. Abgesehen vom sachlichen Ergebnis seiner Forschung wollte Hofstätter seinen Vortrag auch verstanden wissen als ein Beispiel dafür, wie man bei einer empirischen Untersuchung durch eine geschickte statistische Analyse vorstoßen kann zur Aufstellung weitreichender theoretischer Sätze und von hier aus *wieder* zu neuen empirischen Untersuchungen. Hier handelte es sich tatsächlich um ein Musterbeispiel für eine wirkliche „Auswertung“ von Forschungsergebnissen, das weit über den üblichen Zahlenfriedhöfen der einfachen, professionellen Meinungsforscher steht. Dementsprechend hätte man auf den Appell Hofstätters zur Begeisterung für eine handwerklich saubere empirische Sozialforschung ein größeres Echo auch bei den älteren Sozialwissenschaftlern erwarten können, aber offensichtlich übt dort — ihrem Bildungsgang entsprechend — der Anblick einer Zahl noch weitgehend eine lähmende Wirkung auf das Verständnis aus.

An diesen beiden letzten Vorträgen und mehr noch in den Gesprächen am Rande der Konferenz wurde deutlich, daß die deutsche Soziologie sich durchaus nicht *nur* die Funktion zuschreibt, vermittelt kühner Spekulationen eine „Ortsbestimmung der Gegenwart“ mit entschiedener Stellungnahme gegen dominierende Tendenzen der modernen Industriegesellschaft vorzunehmen. Das erste Bild einer würdigen Schar älterer Gelehrter, die in einem idyllischen Kurortchen in gleicherweise konservativer Sprache wie auch Denkweise geisteswissenschaftliche Problemstellungen erörtern, ist nicht repräsentativ für die deutsche Soziologie (und erst recht nicht für die Soziologie überhaupt!), sondern nur symptomatisch für eine einflußreiche Gruppe im Hochschulleben. Was gedacht gewesen sein mag, als eine Demonstration für eine Auffassung von der Soziologie als einer synthetischen Disziplin der Geisteswissenschaften (oder — wie man es einmal formulierte — einer Bindestrich-Wissenschaft) mit bewußt weltanschaulicher Rückverbindung, erwies sich teilweise nur als Generationenkonflikt. Selbst vom Standpunkt derjenigen, die eine solche Art des Denkens und insbesondere der mehr oder minder kühnen Spekulation für die „eigentliche“ Soziologie halten, ist der Ausruf, die *deutsche* Soziologie sei wieder neuerstanden, eigentlich eine verwunderliche Selbsttäuschung, handelt es sich doch weitgehend nur um die gleichen Personen, die noch die gleichen Dinge wie früher tun.

Daß ein großer Kreis der Teilnehmer sich nicht zu Wort meldete, mag man mit den unter Wissenschaftlern heute üblichen Vorstellungen von Höflichkeit erklären, war aber doch weitgehend verantwortlich dafür, daß es auf diesem Soziologentag nicht zu wirklichen geistigen Auseinandersetzungen kam. So wurde die Frage nicht einmal ernstlich angeschnitten, ob diese eine Bezeichnung „Soziologie“ wirklich noch als Oberbegriff für grundsätzlich unterschiedliche Auffassungen vom Aufgabengebiet dienen kann; vor allem jedoch ist nicht zu sehen, wie man eine Übereinstimmung erzielen kann zwischen der in der Welt üblichen und der *deutschen* Soziologie über zulässige Vorgehensweisen und dem, was als eine schlüssige Aussage anzusehen ist. Dies sollte übrigens nicht als eine Polemik gegen die Existenzberechtigung einer solchen Sozialphilosophie (und so nennt man diese Tätigkeiten doch wohl üblicherweise) mißverstanden werden — wenn auch eine solche Reaktion naheläge, nachdem auf dem Kongreß manche unverständige Äußerung über empirische Forschung fiel und oft ein eigenartiges Autarkiestreben spürbar wurde.

Ogleich es auch einer weiteren Öffentlichkeit nicht gleichgültig sein dürfte, wenn die Soziologie in Deutschland provinziell würde, scheint es noch wichtiger, sich allgemeiner bewußt zu werden, welcher Grad von Überzeugungskraft nun dem zukommt, was sich mit wissenschaft-

licher Autorität als Zeitdeutung und Ortsbestimmung des Menschen bezeichnet. Man muß nun einmal hinnehmen, daß auf deutschen Soziologentagen niemand mehr zur Schelle greift, wenn ein Werturteil fällt (auch das war übrigens deutsche Soziologie der vielberufenen zwanziger Jahre!), sondern daß es zum Hauptanliegen vieler Soziologen geworden ist, solchen Werturteilen Ausdruck zu verleihen. Wichtiger ist es jedoch für die Öffentlichkeit, zu wissen, daß die Willigkeit von Soziologen, die Analyse mit Werturteilen zu versetzen, meist zusammenfällt mit einer Abneigung gegen Grundwerte der modernen Industriegesellschaft und einer sozialen Demokratie, ja gegen eine rationale

Forschung und der mit dieser verbundenen „Entzauberung“ der Welt überhaupt. Wenn Prof. *Landschut* (Hamburg) insbesondere die Geisteswissenschaften lobend als das einzig intakte Medium der Tradition bezeichnete, dann verlieh er nur einem Tatbestand Ausdruck, auf den bereits *Max Weber* kritisch hinwies. Warum aber sollte eine nicht empirisch kontrollierte Soziologie, deren ältere Vertreter in einer Periode gesellschaftlicher Vorherrschaft der Geisteswissenschaften aufwuchsen, auch davor gefeit sein, daß in ihr private Gefühle des Mißbehagens über den Prozeß der Entzauberung als Analyse präsentiert werden?

Dr. Erwin K. Scheuch